

Rainer Brambach

Rainer Brambach, geboren am 22. 1. 1917 in Basel als Sohn eines deutschen Klavierstimmers aus Köln, der sich 1908 in der Schweiz niederließ. Brambach besuchte Primar- und Sekundarschule und begann mit 14 Jahren eine ungeliebte Lehre als Flachmaler, aus der er dreimal ausriß. Längere Arbeitslosigkeit, Gelegenheitsarbeit als Laufbursche, Landarbeiter, Möbelpacker, Torfstecher, Werbetexter, Steinmetz, schließlich mit einiger Neigung im Landschaftsbau tätig. Vor dem Zweiten Weltkrieg ausgedehnte Wanderungen durch Frankreich, Deutschland und Österreich. 1939 als Deutscher zur Wehrmacht eingezogen; entzog sich dem Dienst nach drei Wochen durch Desertion in die Schweiz, dort vorübergehend interniert. Erste literarische Betätigung seit 1947, publizierte etwa seit 1953. Nach frühen literarischen Erfolgen nur noch zeitweise im Landschaftsbau tätig. Seit Anfang der sechziger Jahre lebte er als freier Schriftsteller in der literarisch nicht traditionslosen Baseler St.-Alban-Vorstadt. Gestorben am 14. 8. 1983 an einem Herzschlag.

* 22. Januar 1917

† 14. August 1983

von Michael Bielefeld

Preise

Preise: Hugo-Jacobi-Preis (1955); Literaturpreis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie (1958); Kunstpreis der Stadt Basel (1982).

Essay

Das angesichts dreißigjährigen Schreibens schmale Werk des Lyrikers und (Kurz-)Prosaisten Rainer Brambach (99 „Gesammelte Gedichte“ enthält der Band „Wirf eine Münze auf“, 20 Geschichten die Prosa-Anthologie „Für sechs Tassen Kaffee“; daneben entstanden zwei kleine Gedichtsammlungen in Gemeinschaftsarbeit: „Marco Polos Koffer“ mit Jürg Federspiel, „Kneipenlieder“ mit Frank Geerk), gewichtig in seiner Eigenart und Bedeutung, ist geprägt und gespeist von den Erfahrungen eines in freier Luft und Landschaft zu leben und zu arbeiten bedürftigen, eigenwillig archaisch anmutenden Menschen.

Brambach war Arbeiter seiner Herkunft und Biographie, Dichter dem Zeugnis seines Werkes nach. „Ich würde sagen, ich bin ein Autor. Ich könnte auch sagen: Poet, aber man kann sich doch nicht selber so bezeichnen. Ich würde auch nicht sagen: Ich bin ein Dichter, sondern lieber: Ich schreibe Gedichte.“

Trotz solcher Bescheidenheit im Interview läßt er in seinem Werk keinen Zweifel an seinem Selbstverständnis. In dem Prosastück „St.-Alban-Vorstadt“, einer Skizze der Straße, in der er wohnt, heißt es: „Sechs Dichter hat keine andere Straße in Basel aufzuweisen.“ (Er hat sich stillschweigend mitgezählt.)

Das Gedicht „Südliche Stadt“ enthält die Zeilen: „darunter ich, / ein Dichter, ein Mann“; als „nichts nützender Poet“ apostrophiert er sich in dem Gedicht „Zuversicht“. Poet war er in des Wortes ursprünglicher Bedeutung: jemand, der etwas macht, schafft, herstellt.

Arbeiter- und Dichtersein verschmolz zur Existenzform eines Poeten, der alles andere als ein Literat, ein raffinierter Ästhet war. Brambach war in einer bewußten Weise Autodidakt, Dilettant im ursprünglichen Wortsinn. Er kannte die Literatur, besonders die Lyrik, große Teile davon ‚par coeur‘ (Günter Eich rühmte sein Gedächtnis als „Gedichtnis“), liebte in Gesellschaft zu rezitieren. Er wußte aber auch von Theorien und Poetologien genug, um zu wissen, daß er sie nicht brauchte, daß sie ihm nicht halfen, die Motive und Ansprüche seines Schreibens zu befriedigen, seine Intentionen („mitteilen, was mich bewegt“) zu realisieren.

Von allen Autoren, die der leidenschaftliche Leser Brambach kennenlernte, war Günter Eich entscheidend, weil er Brambachs schon früh vorhandenen Wunsch, sich schreibend mitzuteilen, zu einem existentiellen Bedürfnis werden ließ. 1949 las er einige Gedichte Eichs im „Merkur“ („das sprang mich an“) und trat in einen Briefwechsel mit ihm, aus dem sich eine tiefe und bis zum Tode Eichs im Jahre 1972 währende Freundschaft entwickelte. Eich war Anreger: Er erweiterte und vertiefte Brambachs literarische Kenntnis; Förderer: Er verhalf den frühen Gedichten zu Publizität; und Vorbild: Er vermittelte ihm formale und stilistische Zielvorstellungen und – wenn man so will – einen Idealbegriff seiner lyrischen Artikulationsweise, dem Brambach stets zustrebte. Die Verwandtschaft mit Eich, aber besonders die Ausbildung eines originären lyrischen Ausdrucks war begünstigt durch das Ineinsetzen von Dichten und Arbeit; Schreiben ist als handwerkliche Tätigkeit begriffen, die gerne mit körperlicher Arbeit aus dem Erfahrungskreis Brambachs in Beziehung gesetzt wird. Der poetische Schaffensakt konkretisiert sich häufig als materialisierte Betätigung im sinnlichen Bezirk des Gestaltens von widerständig-starrem Material mit Hilfe von schwerem, scharfem Werkzeug als ermüdender und schweißtreibender Kraftakt. Zahlreiche Gedichte befassen sich mit diesem Thema; das Gedicht „Granit“, das Brambach zu seinen liebsten zählte, sei hier stellvertretend zitiert:

Über Granit gebeugt – aus südlichen Brüchen.
Während dein Hammer fällt
steigt dir ein Himmel aus Milchglas ins Auge
während dein Meißel die Rinne gräbt
schmeckst du den Staub versteinerter Wälder.

Über Granit gebeugt
O Ginster und Aloe schiefergrau verschwommen
während dein Knie sich
an die ausgetrockneten Ebenen preßt
– aus südlichen Brüchen
während dein schweißnasser Rücken gestreift wird
vom kühlen Hauch nördlichen Sommers.

In solch poetisierter Evokation des Arbeitsprozesses ist die Arbeit selbst entzeitlicht, archaisiert durch die Pointierung der urzeitlichen Herkunft des Materials, gleichzeitig enträumlicht („südliche Brüche“ – „nördlicher

Sommer“). Als eine poetische Fassung des dichterischen Arbeitsprozesses kann das Gedicht gelesen werden, wenn man weiß, daß das Gedicht für Brambach „wie ein Stein“ war, „der dich bewegt und den du bewegen kannst“. Ein Gedicht kommt nicht „wie ein Gnadenstrahl“ über den Dichter; es wird „erarbeitet, es ist so hart wie Stein“.

Es gibt andere Gedichte, die dichterische Intention, Qualität des Schreibaktes und gleichzeitig noch das Scheitern dieses Aktes zum Gegenstand nehmen, wie der Text „Notiz“:

Ich wollte mir etwas Dunkles
von der Seele schreiben,
und es ist mir nicht gelungen.
Fehlt dem Maurer der Mörtel,
dem Steinmetz der Meißel,
dem Schreiner das Holz,
sind wir machtlos.

Dichterische und handwerkliche Tätigkeit sind im „wir“ des Schlußverses ganz selbstverständlich in eine Gemeinschaft zusammengeschmolzen.

Angesichts einer solchen Auffassung vom Dichten wundert die Überschaubarkeit von Brambachs Werk nicht. „Ein Gedicht schreibe ich fünf- bis siebenmal um.“ Im Gedicht, verstanden als „Momentaufnahme“, „pointillierte Anzeige“, wird das Unsagbare sprachlich eingekreist, was ihm Gewicht gibt, schwingt „fast immer zwischen dem geschriebenen oder gesprochenen Wort“ mit. In solcher Sprachauffassung sind Positionen Eichs, Frischs und Pounds erkennbar. Der Gestaltungsprozeß vollzieht sich als ein Reduktionsvorgang; die Kunst des Schreibens von Gedichten besteht im Verzicht auf zerstörerisch viele Worte. Erst dann kann eine „Unterpoesie“ entdeckt werden, „kunstvoller als das sichtbare Produkt“. Ein solches Stilideal führt in Brambachs Lyrik folgerichtig zu immer kürzeren Gedichten („Verse, die nicht mehr als sechs oder acht Zeilen enthalten; Schnappschüsse möchte ich sie nennen oder auch lakonische Aussagen.“). Federspiel sprach vom „Wortgeiz meines Freundes Brambach“. Die Konsequenz eines solchen Lakonismus ist aber nicht das Verstummen; Verknappung versteht sich nicht als Verschweigen. Nur wer über viele Worte verfügt, kann sich viele Worte sparen. Lakonismus ist das „wortgeizige“ Bemühen um Treffsicherheit und Präzision. „Je mehr Worte man hat, um so besser. Je knapper man aber wird, desto weiter ist man“, denn die „Form des Gedichts zwingt einen, so knapp und so präzise wie möglich zu sein“. Brambachs Wunsch war noch im Alter von sechzig Jahren, „mit allen Mitteln, die ich besitze, noch besser, noch knapper zu schreiben. Etwas schaffen, das gültig ist.“

Immerhin blieb die Absicht, sich mitzuteilen; Ausdruck ist der Wille, Alleinsein und Einsamkeit zu überwinden, die Situationen des Schweigens („Totsein überzeugt durch Schweigen“ heißt es im Gedicht „Das Ende von etwas“) fordern das Reden: „Auf den Stoppelfeldern vor Salkhofen / zwang mich die Einsamkeit jäh / zu lautem Sprechen (...)“ („Zwang mich die Einsamkeit“). Dichterisches Sprechen ist Lebensäußerung, der immer erneuerte Versuch, das zu überwinden oder auszusetzen, „was man den unheimlichen Untergrund menschlichen Daseins nennen möchte: das Alleinsein, von dem der Mensch immer wieder erfaßt wird, auch wenn er seinen Zustand zu überspielen sucht“.

Solchem Schreiben geht es nicht um die Realisierung literarischer Ambitionen, „hier kommt es nicht mehr auf die Bewußtwerdung einer Klasse an, noch auf irgendwelche sozialen Ansprüche, sondern auf das unmittelbare Verhältnis eines neuen Subjekts zu einem unter seinen Händen neu werdenden Objekt.“

Das im Gedicht in seiner Erfahrung sich sammelnde und artikulierende Ich, nicht zu verstehen als poetologische Größe wie das stilisierte ‚lyrische Ich‘, bedarf keiner Posen, ihm genügen die einfachsten Anlässe. Vorgänge und Gegenstände realer Erfahrung dringen direkt in das Gedicht ein; der Akt der Äußerung kann selbst Gegenstand des Gedichts sein:

Über den Schreibtisch rennt eine Ameise,
daß ich schreibe:
„Über den Schreibtisch, daran ich sitze,
rennt eine Ameise.“ („Richterswil II“).

Das Gewicht des Einfachen erzeugt die Glaubwürdigkeit der Gedichte Brambachs, dessen „lyrische Währung durch Erfahrung gedeckt ist“ (H.J. Heise). Die Texte repräsentieren sich selbst, die in ihnen festgehaltene Erfahrung. Es sind Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne; sie entstanden häufig nicht „am Tisch, sondern unterwegs“, auf Spaziergängen und Wanderungen, bei der Arbeit im Freien, durch Beobachtungen in der Landschaft, im Garten.

Ich schreibe Gedichte auf den Rummelplätzen,
in Museen, Kasernen und Zoologischen Gärten.
Ich schreibe überall,
wo Menschen und Tiere sich ähnlich werden.
Viele Gedichte habe ich den Bäumen gewidmet.
Sie wuchsen darob in den Himmel.
Soll einer kommen und sagen,
diese Bäume seien nicht in den Himmel gewachsen.

Diese Gedichte zeigen eine innige und persönliche Beziehung zur Natur: „Am innigsten zugetan aber bin ich den Kakteen.“ („Meine Wohnung, das Gewächshaus“); „Gut sind mir die Dornenhecken (...)“ („Licht im August“); „ich mag Trauerweiden nicht. / Was sind das für Bäume, / die zu Boden zeigen (...)“ („Brief an Hans Bender“).

Themen sind immer wieder Landschaften, Gärten, die Natur zu Tages- und Jahreszeiten. Zu ihr tritt der Mensch in eine Beziehung, sei es, daß er sie bearbeitet, daß er ihr ausgesetzt ist oder daß sie ihn birgt. Immer jedoch bleibt sie in ihrer Größe und Majestät unangetastet, ja unantastbar; auch Brambachs Naturverständnis kann durchaus archaisch genannt werden. Brambach wußte um die Verletzlichkeit der Natur („Gefährdete Landschaft“ heißt ein sehr empfindsam die verlorene Ursprünglichkeit der Natur beklagendes Gedicht), könnte als ein früher „Grüner“ gelten, fehlte ihm nicht jegliche engagierte Zivilisationskritik. Seiner Lebensform nach bedurfte er dieser Zivilisation im Grunde nicht. Er war, obwohl ansässig, eigentlich nicht seßhaft. Die Stadt war ihm kein Thema; er war ein Fahrender, unterwegs, dem etwa das „Hotelzimmer“ Zeichen des Unstetigen und der Flüchtigkeit war:

Wirf, wenn du ausziehst,
die Erinnerungen in den Korb
zu Umschlag und Löschblatt.
(...)
Pack den Reisesack.
In der Halle – du hast
die Nummer am Schlüssel schon vergessen
wirbelt die Drehtür im Wind
noch nicht erkundeter Länder. („Hotelzimmer“).

Abschied, Abreise, das „Ende von etwas“ ist oft Gegenstand der Gedichte
Brambachs; selbst die Wohnung ist, wenn nicht „Gewächshaus“ und Garten, „der
Wartesaal, / darin sich wiederhallend in vielen Sprachen / Abschied und Ankunft
vereinen“ („Vorsicht wäre geboten“). Die Vereinigung von Abschied und Ankunft
vernichtet jeden Gedanken der Dauer, treibt die Menschen, die „unsteten Gäste“,
in das Unterwegssein hinaus. „Spuren“ hinterläßt das Leben, „nicht der
Erwähnung wert“. Immer wieder aber zwingt diese Vergänglichkeit zu reden, zu
sprechen, etwas zu „schaffen, das gültig“ ist:

Nicht nachlassen, nie,
weil alles nachläßt
So viel Gelb in der Luft,
Gerede geduckt im Gestank.
Wir wollen Grün sprechen
wie der Baum, der Busch,
das Gras, einfach und
immer wiederkommend,
Jahr für Jahr.
(„Gedicht für Frank“)

Gerade das Jahr für Jahr Wiederkehrende, das Zusammenfallen von „Abschied
und Ankunft“ hebt die Zeit auf; das einzelne Ereignis wird wiederholbar, zeitlich
ununterscheidbar. Anfang und Ende fallen zusammen; Heimkehr stellt sich als
Erinnerung dar und Erinnerung als Aussage über die Zukunft: „Woran erinnern
uns die Äpfel?/ Und auch der Steinbruch wird sich lösen.“ („Unter Apfelbäumen“)
Einzelne Lebensereignisse, das Leben selbst wird seiner Dauer enthoben, indem
es in der Wiederholbarkeit dauert; die Historie selbst ist ihrer Zeitlichkeit beraubt,
statisch begriffen.

Im Nebensaal – wenig beachtet – das Bildnis
eines jungen Mannes um 1470, oberdeutsche
Schule,
ein wenig bäurisch, vielleicht Troßknecht
oder Steinmetz.

Damals wurde ich gemalt. Verging denn viel
Zeit seither?
(„Bildnis eines jungen Mannes“)

Dichtertum ist, wiederholen wir es, als Existenzweise des Vaganten, des
Erfahrenden und Erfahrenen, verstanden. Die Verwandtschaft mit
mittelalterlichen Scholaren, François Villon, Cecco Angiolieri, Carl Michael
Bellman und Johann Christian Günther ist in der Internationalität und

Überzeitlichkeit Signum eines existentiell begriffenen Dichtertums, wie es sich im Vorwort zu den „Kneipenliedern“ ausdrücklich artikuliert: „Wir waren immer da. Was sonst ist das Wesen der Dichtung? Dunkel erinnern wir uns ans dreizehnte Jahrhundert; damals waren wir Fahrende. Schwitzend oder frierend unterwegs, und auch in den Tavernen und Klosterschenken nie zur Ruhe kommend, kamen wir immer weiter – ins zwanzigste Jahrhundert. Hier wollen wir auch nicht bleiben.“

Dichtung und Dichten ist in solchem Verständnis wesentlich auch gemeinschaftsstiftende Geselligkeit, gemeinsamer Gesang, wie Brambachs Zusammenarbeit mit Jürg Federspiel und Frank Geerk praktisch zeigte. Immer aber ist das Besingen des heiteren Lebensgenusses in freundschaftlich-fröhlicher Zecherrunde Ansingen gegen Alleinsein und Einsamkeit und – gegen den Tod. Die Haltung, die etwa die „Kneipenlieder“ (von denen manche freilich leichte Produkte flüchtiger Launen und Einfälle sind), aber auch zahlreiche andere Texte Brambachs zustandekommen ließ, ist der genaueste und schärfste Ausdruck des Bewußtseins der *vanitas* und des *memento mori* und als solche Grundfigur menschlichen und besonders dichterischen Daseins; das Gedicht wird unmittelbar Daseins-, Lebensäußerung. Das gesellige Trinken steht durchaus im Zeichen eines selbstverständlich genommenen und mit „Zuversicht“ gesehenen Todes.

Dem Tod keine Zeile bisher.
Ich wiege achtzig Kilo, und das Leben ist mächtig.
Zu einer anderen Zeit wird er kommen und fragen,
wie es sei mit uns beiden. („Leben“)

Solche Ambivalenz ist typisch für die Gedichte Brambachs und bestimmt auch die Sicht anderer Phänomene, etwa der immer wieder zum Thema gemachten Freundschaft. So heißt es in dem Gedicht „Im Juli und August“ zu den Postkarten der Freunde lakonisch: „Freunde erinnern sich meiner, / nachdem sie ohne mich fortfuhren.“

Es irrite sich, wer dem – existierenden – Klischee verfallen wollte, Brambach sei der lustige „Rotweintrinker und Poet“, der naive und einfache Kündler der Freuden und Genüsse des Lebens gewesen, dessen Einfachheit im Grunde Einfältigkeit sei. Wer sich auf die besten seiner Gedichte einläßt, spürt sehr schnell, daß aus ihnen Weisheit der Erfahrung spricht, deren Wirkung die gänzlich fehlende moralische Didaxe, das unpräzise, monologische Vorsichhinsagen erhöht. Solche Weisheit ist noch allemal im Gewande einer Simplizität einhergekommen, die eben von der Gelasseneit des Wissenden getragen ist.

Brambachs Gedichte meiden das Pathos, den Verkünderton, verzichten auf rhetorische Stilisierungen, die häufig genug Falschmünzereien sind, dem Leichten ein künstliches Gewicht beirend. Dennoch enthält sein Werk durchaus das Leiden in und an der Welt: „kenne einige Gefängnisse inwendig / und auswendig die Sprache der Henker“ („Niemand wird kommen“); die Trauer, etwa über Alter und Einsamkeit: „(...) Meine Freunde sind tot / und die Feinde verschollen“ („Altersheim“); oder auch die Sinnlosigkeit und Zerstörungswut des Krieges:

Neunzehnhundertsiebzehn
an einem Tag unter Null geboren,
rannte er wild über den Kinderspielplatz,
fiel, und rannte weiter
den Ball werfend über den Schulhof,
fiel, und rannte weiter
das Gewehr im Arm über das Übungsgelände,
fiel, und rannte weiter
an einem Tag unter Null
in ein russisches Sperrfeuer
und fiel. („Paul / für Jürg Federspiel“).

Solche Texte dienen nicht als Exempel zu politischen und sozialen Anklageprogrammen; das ereignisraffende lakonische Konstatieren spricht für sich. Der Duktus direkten und unmittelbaren Sprechens verzichtet in seiner kunstfertigen Kargheit auf Hermetismen und Chiffrierungen, auf reflexive Haltung und abstrakte Metaphorik. Die Bildlichkeit der Gedichte gründet auf Sinnlichkeit und konkrete Anschauung, die sich allerdings als eine mißtrauische und spröde Sensibilität äußert. Brambach war, nicht zuletzt durch seinen optimistischen Humor und seine Vitalität, alles andere als sentimental, gerade der diffusen Gefühllichkeit gegenüber melden seine Gedichte Zweifel an. Freilich schwingt in vielen seiner Texte, als Kehrseite dieses Optimismus, eine verhaltene Melancholie mit.

Die Prosa Brambachs, für die man „eine ganz andere Seelenlage als für Gedichte“ brauche, verrät dennoch die Herkunft aus der Feder des Lyrikers. Auch hier herrscht Sparsamkeit des Ausdrucks. „Wahrnehmungen“, so der Titel der ersten selbständig veröffentlichten Prosasammlung (1961), von persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen, Autobiographischem berichtende Skizzen, Alltagsminiaturen, bekunden die Verwandtschaft zu den „Momentaufnahmen“ der Gedichte. Auch die Geschichten fixieren Momente, Erinnerungen, Eindrücke und Stimmungen, entbehren dabei fast immer, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der Fiktionalität im engeren Sinne. Ihr Schluß ist häufig an den Schreibakt herangeschrieben, am deutlichsten in der Geschichte „Kopfschütteln“, die eigentlich eine Geschichte über das Schreiben von Geschichten bzw. über den Werdegang des Prosaschriftstellers Brambach ist.

Immer enthalten diese Geschichten den Blick auf das Draußen, auf die Realität außerhalb der Geschichte. Sie erzählen, durchaus nicht ohne Humor, scheinbar Belangloses, Banales in schlichter, naiv anmutender, manchmal salopper Erzählweise und erinnern an die kleine Prosa Robert Walsers, mit dem Brambach als Prosaist gern verglichen wird. Ihre Helden sind im Leben zu kurz Gekommene: Sträflinge, Lagerinsassen, Penner, Versehrte, mit den kleinen täglichen Enttäuschungen Kämpfende, deren Leben mißlingt; sie erzählen von den kleinen Leiden und Gemeinheiten, die Menschen sich antun. Sie zeichnen die tragikomische Verzweiflung der im Alltag Erstickenden und Unterdrückten nach, berichten von Verlassenheit und Einsamkeit.

Die anfängliche Meinung, eine Geschichte müsse Handlung und Geschehen und ein Ende, ein Pointe haben, hat nicht unbedingt zu den besten Geschichten Brambachs geführt. Man merkt manch früher Erzählung das Gewollte an; die Vorbilder – Meister der angloamerikanischen short story –

schreiben zu spürbar mit. Erst langsam werden seine Geschichten reifer; sie werden knapper, enden ganz undramatisch, werden reizvoller, vieldeutiger. Ihre Pointe ist jetzt das Fehlen einer Pointe. Das Erzählte besticht nicht durch seine Einmaligkeit, Außergewöhnlichkeit, sondern durch Alltäglichkeit, durch das Fehlen jener Dramatik, um die sich Brambach in den frühen Erzählungen immer noch bemühte. Hier schlägt eine Erkenntnis durch, die auch die Gedichte zunehmend bestimmt und die ein Ausdruck der erwähnten Weisheit ist: „Entscheidende Einbrüche in unser Erleben sind meistens nicht dramatisch. Wir bewahren Haltung, sitzen da, wie man eben öffentlich sitzt. Aber das Glas Wein auf dem Tisch wird zum Brandmal, es dient nicht mehr dazu, Geselligkeit zu fördern, hier wird es zum Zeichen der Vereinsamung.“ Mit wenigen sparsamen Mitteln gelang es Brambach immer wieder überzeugend, solche Verlassenheit zu versinnlichen.

Mit ihrer stillen und ganz unaufdringlichen Poesie, der Kargheit und spröden Schönheit der erzählerischen Arrangements, ihrer Wärme ausstrahlenden Menschlichkeit sind diese sparsamen Geschichten, frei vom „Gerede geduckt im Gestank“ („Gedicht für Frank“), heilsam angesichts geschwätziger Vielrederei, kongenial seinen wortarmen, vielsagenden Gedichten.

Brambachs letzter, seinen bisher noch nicht hinlänglich gewürdigten Rang als Lyriker eindrucksvoll dokumentierender Gedichtband „Auch im April“ erschien nach seinem unerwarteten Tod, wurde aber noch von ihm selbst zur Veröffentlichung vorbereitet. Er kann in der Konsequenz, mit der Brambach sich hier thematisch und formal selbst treu bleibt, als ein literarisches Vermächtnis gelten. 40 den Jahreszeiten in Zehnergruppen lose zugeordnete, den Jahreslauf im Erleben des lyrischen Ich reflektierende „Gedichte ohne Ballast“ entfalten, im Medium von Selbstbetrachtungen, Reiseerlebnissen und Erinnerungen immer konkret rückgebunden an eigene existentielle Erfahrungen, poetisch verdichtete Bilder von Natur und Landschaft des Lebens- und Heimatraumes Brambachs zwischen Basel, Oberrhein, Vogesen und Toskana.

Liebe und Freundschaft, Trinken und Arbeit, Leben in freier, allerdings nicht mehr ungebrochen wahrgenommener Natur bleiben die Themen Brambachs auch in diesem letzten Band. Kargheit des Ausdrucks, Sprödigkeit und Schlichtheit der poetischen Sprache, Kontraktion von Bild und Gedanke treten hier noch schärfer hervor als in früheren Texten; die Technik des lakonischen Verknappens ist noch meisterlicher gehandhabt. Auf die Spitze getriebene Verschwiegenheit wird sichtbar an der Häufung, mit der Satzfragmente, Gedankensplitter, immer detaillierter fokussierte Bilder den Eindruck von Textskizzen, von gewolltem Verstummen des lyrischen Ich, von Textabbruch erzeugen, ohne indes vorläufig zu wirken.

In der Haltung des Sprechers in diesen späten Gedichten tritt die Melancholie auffälliger, sprachlich offener hervor, freilich noch immer nicht resignativ oder pessimistisch, sondern immer wieder aufgehoben in zuversichtlicher und augenzwinkernder Selbstironie. Dennoch ist unverkennbar, daß dieses Ich bedürftiger wird, mehr und mehr der Stützung durch andere Menschen bedarf. Der Optimismus und die Vitalität früherer Texte weichen zunehmend der Skepsis und der Wehmut angesichts der Vergänglichkeit und des Bewußtseins fortschreitenden Verlustes von Lebenszeit, gegen den auch die immer

häufigeren Versuche, durch Erinnerung Zeit zurückzuholen und aufzuheben, spürbar vergeblich ankämpfen.

Bescheidenheit und Bescheidung des Menschen bestimmen zwar unvermindert das Selbstverständnis des lyrischen Ich in diesen Gedichten, dennoch stiftet das ungebrochene Selbstbewußtsein Brambachs als Dichter hier eine Kontinuität des Werks, die sich schon in den frühen Gedichten begründet: der seither nämlich unveränderte Gestus der Entwertung seiner literarischen Leistung durch Hervorhebung und Darstellung seiner körperlichen Arbeit und ihrer Erzeugnisse. Frei von jeder Koketterie ist dies Verfahren nur, weil ihm das handwerkliche immer auch als Bild für das poetische Schaffen gilt. Insofern strahlt das durch Arbeit Bleibende, wenn es denn Gegenstand des Gedichts und in ihm aufgehoben ist, auch ein Moment von Dauer auf dieses selbst ab:

Ich mit meiner Prosa,
ich mit meinen Versen
und auch sonst einfach ich
Aber jene Treppe aus Granit,
ihre zwölf Stufen,
die Unterzüge aus Kalkstein
und die Trockenmauer
doppelhäutig, hüfthoch
vor gut zwanzig Jahren
habe ich sie erstellt.
Ich war ein Gartenbauarbeiter,
ich habe Bleibendes geschaffen.

Am 14. August 1983 fiel der Gartenbauarbeiter und Poet Rainer Brambach, auf der Rückfahrt von der Gartenarbeit, nach einem Herzschlag vom Rad. Seine „Treppe aus Granit“ mag zwar halten, sie „bleibt“ aber, weil es ein Gedicht über sie gibt und weil es der Dichter Brambach war, der es schrieb.

Primärliteratur

„Sieben Gedichte“. Privatdruck 1947 in 50 nicht im Handel erschienenen Exemplaren.

„Tagwerk“. Gedichte. Zürich (Fretz & Wasmuth) 1959.

„Wahrnehmungen“. Prosa. Zürich (Fretz & Wasmuth) 1961.

„Marco Polos Koffer“. Gedichte. Zusammen mit Jürg Federspiel. Zürich (Diogenes) 1968.

„Ich fand keinen Namen dafür“. Gedichte. Zürich (Diogenes) 1969.

Günter Eich: „Gedichte, Prosa, Hörspiele“. Ausgewählt von Rainer Brambach. Zürich (Ex Libris) 1969.

„Für sechs Tassen Kaffee und andere Geschichten“. Prosa. Zürich (Diogenes) 1972. (= detebe 161).

„Kneipenlieder“. Gedichte. Zusammen mit Frank Geerk. Mit neun Zeichnungen von Tomi Ungerer. Zürich (Diogenes) 1974. Erweiterte Taschenbuchausgabe: Zürich (Diogenes) 1982. (= detebe 20615).

„Wirf eine Münze auf“. Gesammelte Gedichte. Mit einem Nachwort von Hans Bender. Zürich (Diogenes) 1977.

„Moderne deutsche Liebesgedichte. Von Stefan George bis zur Gegenwart“. Hg. von Rainer Brambach. Zürich (Diogenes) 1980. (= detebe 20777).

„Auch im April“. Gedichte. Mit fünf Zeichnungen von Tatjana Hauptmann. Zürich (Diogenes) 1983.

„Zeit wär's. Gedichte und Prosa aus dem Nachlaß“. Hg. von Frank Geerk. Karlsruhe (von Loeper) 1985.

„Heiterkeit im Garten. Das gesamte Werk“. Hg. und Nachwort von Frank Geerk. Zürich (Diogenes) 1989.

„Hans Bender – Rainer Brambach. Briefe 1955–1983“. Hg. von Hans Georg Schwark. Mainz (v. Hase & Koehler) 1997. (= Die Mainzer Reihe 83).

„Marco Polos Koffer“. Zusammen mit Jürg Federspiel. Frauenfeld (Waldgut) 1999.

„Gesammelte Gedichte“. Nachwort von Hans Bender. Zürich (Diogenes) 2003.

„Du neben mir. Ein Gedicht von Rainer Brambach“. Künstlerbuch. Tuschezeichnung von Katarzyna Lewandowska. Ingolstadt (Orange Visuell) 2008.

„Nichts und niemand kann dich ersetzen“. Rainer Brambach – Günter Eich. Der Briefwechsel“. Hg. von Roland Berbig. Wädenswil (Nimbus) 2019.

Übersetzungen

„Guillevic, Carnac und die Chansons des Antonin Blond“. Zusammen mit Claire Brambach. München (Kösel) 1968.

Jewgeni Jewtuschenko: „10 Gedichte“. In: ders.: Ausgewählte Gedichte. Zürich (Diogenes) 1972. (= detebe 42).

William Plomer: „Die Axt im Kirschgarten“. In: Das Tintenfaß. Nr.25. Zürich (Diogenes) 1975. (= detebe 100).

Sekundärliteratur

anonym: „Über Nacht wurde der dichtende Gärtner berühmt“. In: Constanze, 11.7.1956.

„Autoren stellen sich vor. Rainer Brambach: Momentaufnahmen“. In: Die Weltwoche, 15.10.1965.

Zimmer, Rainer: „„Marco Polos Koffer“ von Rainer Brambach und Jürg Federspiel“. In: Die Zeit, 25.7.1969.

Rüedi, Peter: „„Der Tagwerker“. Peter Rüedi sprach mit Rainer Brambach“. In: Zürcher Woche, 7./8.2.1970.

-ley: „... und unsern blauen Bären auch“. In: Basler Nachrichten, 2.11.1972.

Muschter, Christiane: „Dichtung ohne Attitüde“. In: National-Zeitung, Basel, 3.11.1972.

Schulte, Michael: „Aus dem Leben gegriffen. Geschichten von Rainer Brambach“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. 11. 1972. (Zu: „Für sechs Tassen Kaffee“).

Hohmann, Joachim S.: „Leben aus dem Hinterland“. In: Die Bücherkommentare. 1972. H.6.

Bahn, Ursula: „Rainer Brambach, Für sechs Tassen Kaffee und andere Geschichten“. In: Welt der Bücher. 1973. H.9.

KRB: „Pennerwonnen am Morgen“. In: Badische Zeitung, 15. 4. 1976.

Schmidt, Aurel: „Ein Dichter ganz und gar“. In: National-Zeitung, Basel, 21. 1. 1977.

Herzog, Valentin: „Dichter der einfachen Dinge“. In: National-Zeitung, Basel, 24. 1. 1977.

Schorno, Paul: „Weintrinker und Poet“. In: Basler Nachrichten, 24. 1. 1977.

Herzog, Valentin: „Rainer Brambachs Sprache: herb wie die Realität“. In: Basler Zeitung, 21. 9. 1977.

Heise, Hans-Jürgen: „Wirf eine Münze auf, Gedichte von Rainer Brambach“. In: Die Zeit, 25. 11. 1977.

Bender, Hans: „Nachwort“. In: Rainer Brambach: Wirf eine Münze auf. Zürich (Diogenes) 1977. S.109–116.

J.P. W. (= Wallmann, Jürgen P.): „Nicht länger, als ein Einfall trägt“. In: Mannheimer Morgen, 25. 11. 1977. (Zu: „Wirf eine Münze auf“).

Minaty, Wolfgang: „Zwei und zwei ist manchmal fünf“. In: Die Welt, 22. 1. 1982. (Zu: „Wirf eine Münze auf“ und „Kneipenlieder“).

Hamm, Peter: „Brambach & Geerk ‚Kneipenlieder‘“. In: Die Zeit, 15. 10. 1982. (Zu: „Wirf eine Münze auf“ und „Kneipenlieder“).

Passlick, Jörg: „Dichten in der Kneipe. Zum Tode des Lyrikers Rainer Brambach“. In: Badische Zeitung, 16. 8. 1983.

Nef, Ernst: „Ein Dichter, der mit Worten geizte. Zum Tode von Rainer Brambach“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18. 8. 1983.

Wallmann, Jürgen P.: „Konkret und handfest. Rainer Brambachs letzter Gedichtband ‚Auch im April‘“. In: Rheinische Post, 17. 9. 1983.

Bender, Hans: „Aufstehen, umhergehen, lesen. Rainer Brambach und sein letzter Gedichtband“. In: Süddeutsche Zeitung, 17./18. 9. 1983.

Hartung, Harald: „Gedichte als melancholische Wortidyllen. Lyrikbände von Rainer Malkowski und Rainer Brambach“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 10. 1983. (Zu: „Auch im April“).

Nef, Ernst: „Die Utopie der Heimat. Rainer Brambachs letzter Gedichtband ‚Auch im April‘“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4. 11. 1983.

Marti, Kurt: „Wie für mich geschrieben“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 4. 1984. Auch in: Frankfurter Anthologie. Bd.9. Frankfurt/M. (Insel) 1985. S.200–201. (Zu dem Gedicht „Meine Vorfahren kamen nie vom Norden los“).

Fringeli, Dieter: „Dichter aus dem Torf. Rainer Brambachs letzte Gedichte: ‚Auch im April‘“. In: Die Zeit, 13. 4. 1984.

Geerk, Frank: „Ein Nachlass aus der Frühzeit. Erste Begegnung mit unveröffentlichten Gedichten von Rainer Brambach“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22.6.1984.

Ingen, Ferdinand van: „Auch im April“. In: Deutsche Bücher. 1984. H.4. S.265–266.

Hensel, Klaus: „Ich war Gartenarbeiter, ich habe Bleibendes geschaffen“. In: Basler Zeitung, 11.10.1989. (Zu: „Heiterkeit“).

Nef, Ernst: „Das kleine Lebenswerk eines grossen Dichters“. In: Neue Zürcher Zeitung, 14.12.1989. (Zu: „Heiterkeit“).

Bender, Hans: „...ein wenig bäuerisch, vielleicht Troßknecht oder Steinmetz“. In: Süddeutsche Zeitung, 10./31.12.1989. (Zu: „Heiterkeit“).

Koopmann, Helmut: „Fachmann für Dispersionsfarben“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.1.1990. (Zu: „Heiterkeit“).

Heise, Hans-Jürgen: „Poet am Rande des Lebens“. In: Stuttgarter Zeitung, 19.1.1990. (Zu: „Heiterkeit“).

Wallmann, Jürgen P.: „Dichter und Gärtner“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 28.1.1990. (Zu: „Heiterkeit“).

Fiedler, Barbara: „Er schneuzte sich seine Nase mit der bloßen Hand“. In: Neue Zeit, 17.4.1991. (Zu: „Heiterkeit“).

Ruoss, Hardy: „Der Dichter im Garten“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.4.1992.

Arnold, Heinz Ludwig: „All die schlimmen Dichter“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.2.1997. (Zu: „Briefe 1955–1983“).

Stadler, Arnold: „Rettungsring hinter Glas“. In: Süddeutsche Zeitung, 5./6.4.1997. (Zu: „Briefe 1955–1983“).

Heidenreich, Wolfgang: „Pfeif Dir was, Brambach!“. In: Badische Zeitung, 31.7.1999. (Zu: „April“).

Wallmann, Jürgen P.: „Kein Wort zuviel“. In: Badische Zeitung, 31.7.1999. (Zu: „April“).

Klute, Hilmar: „Die Zeile des Poeten“. In: Süddeutsche Zeitung, 12.8.2003. (Zum 20. Todestag).

Braun, Michael: „Kenne ... auswendig die Sprache der Henker“. In: Basler Zeitung, 13.8.2003. (Zum 20. Todestag).

„Freunde erinnern sich meiner. Rainer Brambach zum 20. Todestag“. Mit Gedichten, Briefen und einem Nachruf von Hans Bender. Warmbronn (Keicher) 2003.

Doering, Sabine: „Was der Nußbaum verschweigt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.3.2004. (Zu: „Gesammelte Gedichte“).

Buselmeier, Michael: „Eine Dichterfreundschaft“. In: der Freitag, 8.12.2006.

Braun, Michael: „Der Schmerz bleibt und die Bilder gehen. Über Rainer Brambach und Günter Eich“. In: Ostragehege. 2014. H.1. S.58–63.

Koellreuter, Isabel / Schürch, Franziska: „Rainer Brambach – Ich wiege 80 Kilo, und das Leben ist mächtig. Eine Biographie“. Zürich (Diogenes) 2017.

Berbig, Roland / Braun, Michael: „Am Rande der Welt“. Gespräch. In: Volltext.
2021. H.2. S.22–27. (Zum Briefwechsel mit Günter Eich).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH
& Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur,
Stand: 01.09.2021

Quellenangabe: Eintrag "Rainer Brambach" aus Munzinger Online/KLG –
Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000066>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)